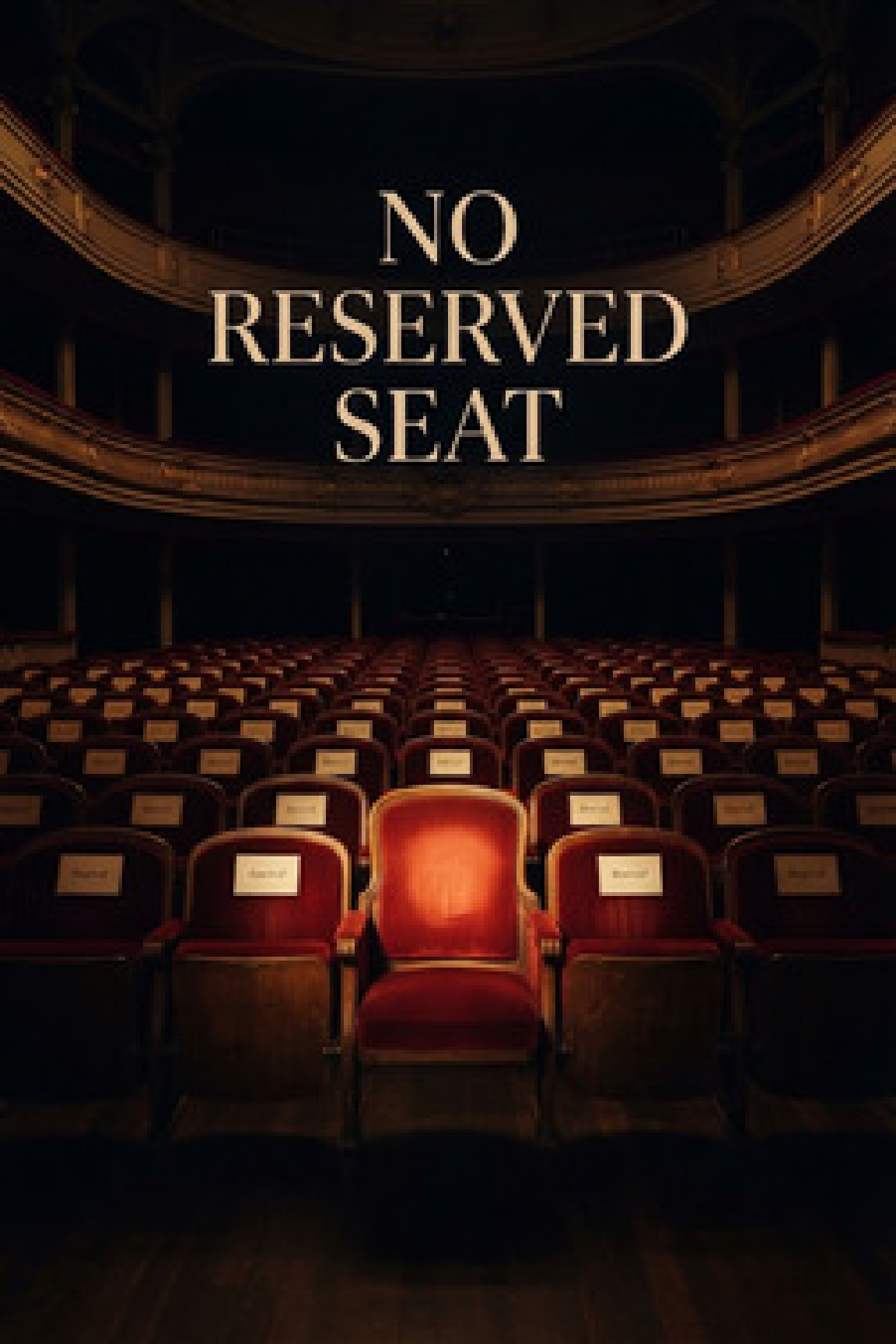
NO
RESERVED
SEAT

TEIL II

SCHWELLE 10

Kein reservierter Platz

Viele Jahre lang habe ich geglaubt, dass Geschichten dazu dienten, zu erklären.

Ein Ereignis zu erklären.

Ein Leben zu erklären.

Eine Entscheidung zu erklären.

Einen Fehler zu erklären.

Es war eine natürliche Überzeugung.

Jedes Mal, wenn wir ein Buch lesen, einer Erzählung lauschen oder eine Biografie betrachten, erwarten wir, eine Antwort zu finden.

Eine Moral.

Einen Schluss.

Einen geordneten Sinn.

Dann habe ich etwas anderes entdeckt.

Die wichtigsten Geschichten erklären nicht.

Sie erkennen wieder.

Sie sagen dir nicht, was du denken sollst.

Sie lassen dich den Blick heben und sagen:

„Ich auch."

Es ist eine Kleinigkeit.

Und dennoch verändert sie alles.

Denn in dem Moment, in dem wir uns in etwas wiedererkennen, hören wir auf, Zuschauer zu sein.

Wir werden Teilnehmer.

Dieses Buch, diese Schwellen, diese lange Überquerung wurden nicht geschrieben, um Bewunderung zu wecken.

Die Bewunderung ist zerbrechlich.

Sie währt nur kurz.

Sie lebt von der Distanz.

Ich wollte etwas anderes.

Ich wollte Nähe.

Die Nähe entsteht nur, wenn ein Mensch ein Fragment seiner selbst in der Geschichte eines anderen wiedererkennt.

Es kommt nicht auf das Land an.

Es kommt nicht auf die Sprache an.

Es kommt nicht auf die Religion an.

Es kommt nicht auf den Beruf an.

Worauf es ankommt, ist das Wiedererkennen.

Im Laufe meines Lebens habe ich viele Grenzen überschritten.

Geografische.

Berufliche.

Persönliche.

Und jedes Mal gelangte ich zu demselben Schluss.

Die Menschen sind einander viel ähnlicher, als sie glauben.

Die Worte ändern sich.

Die Gewohnheiten ändern sich.

Die Traditionen ändern sich.

Aber die Fragen bleiben identisch.

Die Angst.

Die Liebe.

Die Abwesenheit.

Die Hoffnung.

Die Verantwortung.

Der Verlust.

Die Suche nach Sinn.

Deshalb kann eine an einem Ort geschriebene Geschichte am anderen Ende der Welt verstanden werden.

Nicht weil sie von einer Kultur erzählt.

Weil sie vom Menschsein erzählt.

Als ich begann, die Fragmente meiner Erfahrung zusammenzufügen, stellte ich mir keine Saga vor.

Ich stellte mir kein narratives System vor.

Ich stellte mir nicht einmal ein Ziel vor.

Ich versuchte einfach zu verstehen, was geblieben war.

Nach der Arbeit.

Nach den Reisen.

Nach den Prüfungen.

Nach den Menschen, denen ich begegnet war.

Nach den Jahren.

Die Antwort kam langsam.

Es war viel weniger geblieben, als ich dachte.

Und viel mehr, als ich mir vorstellte.

Geblieben waren die Prinzipien.

Die Beziehungen.

Die Lektionen.

Die Anwesenheiten.

Die übernommene Verantwortung.

Die gehaltene Treue.

Und vor allem war etwas geblieben, das ich nicht zu definieren vermochte.

Eine Art Faden.

Eine unsichtbare Verbindung zwischen scheinbar fernen Erfahrungen.

Derselbe Faden, der vielleicht auch dein Leben begleitet hat.

Denn jede Existenz besitzt eine geheime Handlung.

Anfangs sehen wir sie nicht.

Wir sind zu sehr damit beschäftigt, zu leben.

Zu rennen.

Zu reagieren.

Aufzubauen.

Dann, irgendwann, gewährt uns die Zeit eine ausreichende Distanz.

Und endlich beginnen wir, das Muster zu betrachten.

Nicht perfekt.

Nicht geradlinig.

Aber real.

Vielleicht ist das der Grund, weshalb wir Geschichten erzählen.

Nicht um zu lehren.

Um wiederzuerkennen.

Wiederzuerkennen, was gewesen ist.

Was weiter existiert.

Was es verdient, weitergegeben zu werden.

Oft fragt man mich, was die Botschaft sei.

Die Wahrheit ist, dass es nicht nur eine gibt.

Jeder Leser wird durch eine andere Tür eintreten.

Manch einer wird sich im Vater wiedererkennen.

Manch einer im Sohn.

Manch einer im Verlust.

Manch einer in der Wiedergeburt.

Manch einer in der Reise.

Manch einer in der Krankheit.

Manch einer in der Widerstandsfähigkeit.

Manch einer in der Liebe.

Die Geschichte ist dieselbe.

Der Eingang ändert sich.

Und so ist es gut.

Denn keine Erzählung gehört vollständig dem, der sie schreibt.

In dem Moment, in dem sie gelesen wird, gehört sie auch dem, der sie durchquert.

Ich habe gelernt, diese Verwandlung zu respektieren.

Sie nicht zu kontrollieren.

Sie nicht zu lenken.

Sie geschehen zu lassen.

Letztlich schreibt jeder Leser das Buch neu, das er vor sich hat.

Indem er die eigene Erfahrung nutzt.

Indem er die eigenen Wunden nutzt.

Indem er das eigene Gedächtnis nutzt.

Deshalb gibt es keine endgültige Lesart.

Es gibt Tausende möglicher Lesarten.

Alle legitim.

Alle authentisch.

Alle menschlich.

Bis hierher gelangt, nach all diesen Schwellen, verspüre ich nicht das Bedürfnis, irgendjemanden zu überzeugen.

Ich muss nichts beweisen.

Ich muss keine Zustimmung suchen.

Ich muss kein Monument errichten.

Mir genügt eine einfachere Möglichkeit.

Dass jemand, während er diese Seiten liest, einen Berührungspunkt findet.

Ein Wiedererkennen.

Ein Echo.

Einen Satz.

Eine Passage.

Ein Schweigen.

Etwas, das ihn denken lässt:

„Ich bin nicht der Einzige."

Vielleicht ist das die wahre Aufgabe jeder Erzählung, die es verdient, erzählt zu werden.

Die Distanz zwischen Menschen zu verringern.

Und sei es nur für einige Minuten.

Und sei es nur für einige Seiten.

Und sei es nur für eine Schwelle.

Denn am Ende des Weges, wenn die Titel an Bedeutung verlieren, wenn die Statistiken zu Staub werden und wenn die Zeit beginnt, ihre eigene Arbeit zu tun, bleibt eine einzige Frage.

Nicht wen du bewundert hast.

Nicht wem du gefolgt bist.

Nicht wen du nachgeahmt hast.

Sondern wen du wiedererkannt hast.

Und deshalb existiert diese Schwelle.

Nicht als Schluss.

Nicht als Einladung.

Nicht als Anweisung.

Sondern als Möglichkeit.

Wenn dir auf diesen Seiten etwas von dir selbst begegnet ist, dann ist die Tür bereits offen.

Du musst nicht um Erlaubnis bitten.

Du musst nichts beweisen.

Du musst sie nur durchschreiten.

Tritt ein, wenn du dich wiedererkennst.